

Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de
sociologie = Swiss journal of sociology**

Band (Jahr): **19 (1993)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

BUCHBESPRECHUNGEN / RECENSIONS CRITIQUES BOOK REVIEWS

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Gerhard Schulze: *Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart*. Studienausgabe, Frankfurt a. M./New York, Campus Verlag 1993, 765 Seiten, DM 49,80.

Es fehlt nicht an aktuellen soziologischen Deutungsangeboten zur Klärung der Fragen, in welcher Gesellschaft wir leben, und wie wir sie auf den Begriff bringen können: Informationsgesellschaft, Kulturgesellschaft, Freizeitgesellschaft, Risikogesellschaft usw. So wie zur Zeit solche wissenschaftlich konstruierten Gesellschaftsbilder gleich nach ihrer Publikation von der Öffentlichkeit begierig aufgesogen werden, weist dies auf die Verfaßtheit der Gesellschaft selbst zurück: Das gesellschaftliche Ganze erscheint undurchsichtig und uneinsichtig, jedenfalls nicht eindeutig. Und von diesem Orientierungsbedarf einer gesellschaftlichen Selbstthematisierung lebt die Soziologie gerade nicht schlecht. Das sah so auch der Campus-Verlag, der den Bamberger Soziologie-Professor Gerhard Schulze dazu drängte – was dieser offen bekundet –, den Titel seines Forschungsberichtes „Alltagsästhetik, Milieustruktur und Erlebnismarkt“ für die Veröffentlichung in „Die Erlebnisgesellschaft“ umzubenennen. Trotz seines Umfanges von 550 Seiten und eines zusätzlich 200 Seiten starken Anhangs wurde dank der griffigen Formulierung das Werk alsbald nach seinem Erscheinen in Feuilletons und Zeitschriftenmagazinen hoch gehandelt. Und

längst haben sich die Zeiten geändert, in denen eine rasche „Popularisierung“ von der Wissenschaftsgemeinde mit Mißtrauen registriert wurde.

Die Abhandlung enthält nicht nur eine empirisch fundierte Analyse der Milieustruktur der (alten) Bundesrepublik Deutschland, sondern auch eine *eigenständige Gesellschaftstheorie*, in die die empirischen Ergebnisse eingebunden sind. Abzulesen ist dies schon am Aufbau des Buches. Es beginnt mit einem Kapitel zur Ästhetisierung des Alltagslebens, in der die Erlebnis- theorie entfaltet wird, erläutert dann den kollektiven Prozeß der Ausformung von Stiltypen, bevor es zu der Beschreibung der alltagsästhetischen Schemata in Deutschland kommt. Danach wird in fünf Kapiteln die Milieutheorie ausgebreitet, angefangen von einer Theorie sozialer Segmentierung, der wissenssoziologischen Interpretation sozialer Milieus über die Beschreibung der fünf Milieutypen und der Milieukonstellation hin zu wissensspezifischen Repräsentationsstrukturen gesellschaftlicher Wirklichkeit in Kollektiven. Eine Analyse des Erlebnismarktes, eine Theorie der Szene und eine Wirkungsanalyse der Kulturpolitik schließen an, ehe die Etappen der kulturellen Entwicklung der BRD hin zur Erlebnisgesellschaft zusammenfassend dargestellt werden. Ein ausführlicher Anhang zur Empirie folgt, in dem nicht nur die Erhebungsinstrumente dokumentiert, die Daten dargestellt und die Tabellen kommentiert, sondern auch eine

Wissenschaftstheorie der Methodik skizziert werden. Hilfreich ist das Glossar am Ende, das den Umgang mit dem eigenwilligen Begriffsrepertoire erleichtert und zugleich die wissenssoziologische Anlage der Milieutheorie und die Eigenständigkeit des Ansatzes belegt.

Schlüssel und Ansatzebene der Analyse ist die Beobachtung, daß sich die „fundamentale Semantik“ – d. h. die kognitive Organisation der Wirklichkeitsdeutung – geändert hat. Sie war nach Schulze bis in die 60er Jahre hinein im Rahmen einer „ökonomischen Semantik“ *außenorientiert*: auf die umgebenden Situationsbedingungen, auf Überleben, Sicherung des Besitzstandes und Mehrung der Ressourcen ausgerichtet. Aus der Erfahrung von Knappheit erwachsen Problemdefinitionen, die an den äußeren Lebensbedingungen ansetzen. Dort fanden die subjektiven Wirklichkeitskonstruktionen ihren wesentlichen Referenzpunkt des Zugriffs auf Welt. In dem Maße, wie durch den sozialstrukturellen Wandel und mit dem allgemeinen Anheben des Lebensstandards die gestaltbar definierten Möglichkeitsräume im Alltagsleben zugenommen haben, wird eine stärkere Subjektzentrierung der Lebensbezüge erforderlich, und es kommt nun zu einer *innenorientierten* Umdeutung der Lebensauffassung: „Innenorientierung ist Erlebnisorientierung. Das Projekt des schönen Lebens ist das Projekt, etwas zu erleben“ (S. 38). Wir haben es – so die konsequenzenreiche Behauptung – mit veränderten Subjektivitätsformationen und – entsprechend dazu – mit einer tiefgreifenden Transformation der Operationsweise kollektiver Wissensstrukturen zu tun, die eine neue Form der Gesellschaft konstituieren, einer Gesellschaft, die stark von einer innenorientierten Lebensauffassung geprägt wird, die vom „Überleben aufs Erleben“ umgestellt hat: die „Erlebnisgesellschaft“.

Im folgenden soll nachgezeichnet werden, wie der Prozeß der Milieubildung konzipiert wird, denn im Zentrum von Schulzes Ansatz steht eine Theorie der so-

zialen Integration. Die Innenorientierung wirft das Problem auf, daß die Erfolgskriterien des Projektes des schönen Lebens im Subjekt selbst liegen. Das erfordert eine reflexive Grundhaltung, welche die Selbstbeobachtung anleitet und einen Bedarf an Kriterien der Selbstbewertung schafft, um dem grundsätzlich offenen Ich-Entwicklungsprozeß Halt und Richtung zu geben. Ist der Reflexionsprozeß in bezug auf das Selbst erst einmal in Gang gekommen, so verfängt er sich in der strukturell angelegten und nicht aufhebbaren Paradoxie von Unsicherheit und Enttäuschungsrisiko. Hieraus erwächst ein erheblicher Orientierungsbedarf: „Dies ist die Stelle, wo sich das Subjekt in der Erlebnisgesellschaft kollektiven Schematisierungen öffnet, fast immer, ohne es zu merken. Man übernimmt intersubjektive Muster“ (S. 53). Aus der Handlungsdynamik von Unsicherheit und Enttäuschung entsteht in Verbindung mit dem Projekt des schönen Lebens ein Motivationsgemenge, aus der neue kollektive Strukturen hervorgehen. Erlebnismärkte entstehen, soziale Milieus bilden sich als Erlebnisgemeinschaften. Das sind die wesentlichen Instanzen, die kollektiv verbürgte Orientierungshilfen und -vorgaben bereitstellen.

Die Gesellschaftsmitglieder orientieren sich an alltagsästhetischen Schemata, die kollektiv eingefahrene Bahnen der „Codierung des Erlebens“ darstellen, indem sie die Zuordnung von Bedeutung zu Zeichengruppen und Merkmalskomplexen regeln. Sie vermitteln signifikante Symbole, mit denen Weltanschauung und Lebensauffassung, aber auch soziale Distanz und Distinktion ausgedrückt werden können. Darüber hinaus definieren sie die für die Erlebnisorientierung konstitutiven „Genußmuster“. Schulze charakterisiert drei alltagsästhetische Schemata: Hochkultur-, Trivial-, Spannungsschema. *Hochkultur- und Trivialschema* sind die klassischen Antipoden der Kultur in der bürgerlichen Gesellschaft, in der das Schönegeistige und Kultivierte dem Trivialen und Stillosen ge-

genübersteht. Seit Ende der fünfziger Jahre kommt noch das *Spannungsschema* hinzu, das anfangs auf Rock'n Roll, Subkultur und Oppositen abstellte und mit einer Semantik der Distanzierung gegen Angepaßte und Ältere operierte. Es vermittelt Orientierungen wie Streben nach Freiheit und Abwechslung, körperbetontem Ausagieren von Spannungen und Expressivität und gilt als Brutstätte für Lebensstile und individualistische Lebensprogrammatische. Entscheidend ist, daß das Aufkommen des Spannungsschemas mit einer Entwertung der legitimen Geltung des Hochkulturschemas einhergeht. Diese drei orientierungsmächtigen Schemata der Alltagsästhetik stellen das Material für Konstruktionselemente dar, die zu milieuspezifischen Stiltypen kombiniert werden. Schulze unterscheidet fünf Motive milieuspezifischer Erlebnisprojektion, die sich je unterschiedlich auf die drei alltagsästhetischen Schemata beziehen und mit denen die Ergebnisse der empirischen Untersuchung interpretiert wurden: „Streben nach Rang“ (Niveaumilieu), „Konformität“ (Integrationsmilieu), „Geborgenheit“ (Harmoniemilieu), „Selbstverwirklichung“ (Selbstverwirklichungsmilieu) und „Stimulation“ (Unterhaltungsmilieu).

Dem *Niveaumilieu* gehören Personen über 40 Jahre mit höherem Bildungsabschluß in gehobenen Berufspositionen an. Sie pflegen einen kultivierten Lebensstil, der sich von der wohlgeordneten und unauffälligen Lebensführung des *Harmoniemilieus* abgrenzt, dem ältere Personen – zumeist Rentner- oder ArbeiterInnen – mit niedriger Schulbildung und geringem Einkommen zuzuordnen sind. Das *Integrationsmilieu*, in dem „Konventionalität“ und „Ordentlichkeit“ zählen, ist die Heimat der über 40jährigen Angestellten, mittleren und unteren Beamten, welche die mittlere Bildungsschicht und das Gros der Büroarbeiter stellen. Das *Selbstverwirklichungsmilieu* weiß sich in der Öffentlichkeit durch lebhaftes Stilisierungsgehabe, regen Freizeitaktivismus und politisches Engagement in Szene zu setzen. Seine Angehörigen (Jün-

gere unter 40 Jahren mit hohem Bildungsgrad in mittlerer Statuslage und oftmals mit unabgeschlossener Berufslaufbahn) zeichnen sich durch eine ausgeprägte Neigung zur Selbstdarstellung aus. Demgegenüber erscheint in der Öffentlichkeit das *Unterhaltungsmilieu* wenig präsent. Im Streben nach „action“ und Amusement werden seine Mitglieder von Erlebnismärkten, Spielhöllen und Vergnügungsvierteln, von der Sport- und Volksfestszene aufgesogen. Vor allem jüngere, abhängig Beschäftigte mit niedrigem Schulabschluß sind diesem Milieu zuzurechnen. Datenbasis dieser empirisch ermittelten Milieuverteilung bildet eine 1985 durchgeführte Repräsentativstichprobe in der fränkischen Halbmillionenstadt Nürnberg, bei der 1014 Personen zu Lebenssituation, Lebensstil, Weltanschauung und Konsumverhalten u. ä. umfassend befragt wurden.

In dieser Momentaufnahme Mitte der 80er Jahre präsentiert sich die Milieustruktur der BRD überraschend übersichtlich: zum einen hinsichtlich der Prozesse der sozialen Zuordnung von Gesellschaftsmitgliedern zu Milieus, wofür drei Merkmale, nämlich Alter, Bildung, Stiltypus hinreichend signifikant sind und zum anderen im Hinblick auf die Strukturmerkmale der Milieudifferenzierung, die von Alter und Bildung bestimmt sind. Vermittelt wird also das Bild einer nach Alter vertikal gespaltenen und nach Bildungsgrad abgestuften Ordnung der gesellschaftlichen Großgruppen. Hierin liegt der Hauptverdienst dieser Studie, daß sie die gegenwärtig wirksame Strukturierung der Gesellschaftsformationen jenseits der ordnenden Kraft sozioökonomischer Bedingungen *empirisch* aufweisen und sich *theoretisch* als Mittel gegen die Paralyse der soziologischen Ungleichheitsdiskussion zwischen Individualisierungstheorem und dem Fortbestand einer Schicht- bzw. Klassengesellschaft empfehlen kann.

Ein Vergleich von Gerhard Schulzes „Erlebnisgesellschaft“ mit Pierre Bourdieus Gesellschaftsanalyse „Die feinen Unterschiede“ liegt nahe. Bezieht sich Bourdieu

auf eine vertikal stratifizierte, klassenförmig formierte Gesellschaft, die er kulturanalytisch durchdekliniert, so geht Schulze von einer veränderten Gesellschaft aus, die mit einer anders gelagerten Theorieanlage zu erfassen ist. Dabei drängt sich der Eindruck auf, daß es sich bei seiner Analyse weniger um eine „Kultursoziologie der Gegenwart“ handelt – was der Untertitel verspricht –, sondern vielmehr um den ersten *theoretischen* Versuch der *Selbstthematization der Gegenwartsgesellschaft als Kulturgesellschaft*. Sein Gesellschaftsentwurf gründet auf historischen Leistungen, welche mit der Kulturgesellschaft Einzug gehalten haben: Kulturalisierung der Gesellschaftsauffassung, Ästhetisierung des Alltagslebens, allgemeine Ausweitung des Bereiches der Kultur usw. Und zum Selbstverständnis der Kulturgesellschaft gehört auch, daß Probleme der distributiven Ungleichheit in den Hintergrund gedrängt sind. Als Kultursoziologie vermag jedoch Schulzes Analyse kaum zu überzeugen. Seine kultursoziologische Vorgehensweise läuft im Grunde auf eine (wissenssoziologisch angeleitete) „Hermeneutik von Massendaten“ hinaus, die auf eine integrative Beschreibung des Gesamtzusammenhangs abzielt. Sie beansprucht, die erhobenen Daten mit Theorie, „nachvollziehender Subjektivität“ und eigener Erfahrung zu einem integrativen Ganzen zu verknüpfen, arbeitet jedoch lediglich mit Plausibilitätsvermutungen zwischen statistisch aufbereiteten Umfragedaten und Deutungsversuchen aus der „Alltags-erfahrung des Forschers“ (S. 563) – ein Verfahren, das die wissenschaftliche Bezeichnung „Hermeneutik“ kaum verdient, weil es den Prozeß des Verstehens nicht expliziert.

Will man Kritik an der Hauptthese, daß das Leben in unserer Gegenwartsgesellschaft zum Erlebnisprojekt geworden ist, üben, muß man sich Schulzes Fassung des Individualisierungsprozesses zuwenden, da der Erlebnisbegriff bei Schulze auf jegliche Entäußerung von Subjektivitätspotentialen, die einer gelungenen Selbstbeobachtung

unterliegen, bezogen ist. Indem aber kategorial Erlebnisqualitäten so grundlegend verschränkt mit dem Prozeß der Innenorientierung in die Theorieanlage eingewoben werden und so beherrschend als elementare Relevanzstruktur in die Handlungsorientierung eingeschrieben konzipiert werden, wirkt der Erlebnisbegriff unscharf und nivellierend. Er läuft Gefahr, seine analytische Leistungskraft selbst zu unterminieren. Das Neue an der „Erlebnisgesellschaft“ basiert und reduziert sich auf eine forcierte Entfaltung des reflexiv gesteuerten Prozesses der Selbstmanipulation des Subjekts. Kann man es einerseits dem Autor nicht hoch genug anrechnen, daß er diesem Prozeß in all seiner Tiefenwirkung auf die Gesellschaft nachgeht, erscheint andererseits dafür die Verwendung des Erlebnisbegriff nicht zwingend. Hinzu kommt, daß die wissenssoziologische Modellierung der Gesellschaftstheorie in ihrer starken Schematisierung hermetisch geschlossen und für differenzierendere Betrachtungen unzugänglich wirkt. Hier rächt sich der gewollte Verzicht, Anschlüsse herzustellen oder sich an bereits ausgearbeitete Theorien anzulehnen, so daß die Ausarbeitung von Schulzes Wissenssoziologie in vieler Hinsicht defizitär erscheint. Mit der Auffassung, daß eine objektive Realität existiert, von der Menschen sich lediglich Bilder (sog. „Wirklichkeitsmodelle“) machen, daß sich objektive Wirklichkeit und subjektive „Wirklichkeitsmodelle“ allenfalls grob entsprechen können, ist seine erkenntnistheoretische Position nicht nur mit dem radikalen Konstruktivismus unvereinbar, den er für sich vereinnahmt, sondern fällt auch hinter die Wissenssoziologie des sozialen Konstruktivismus zurück.

Bei der umfangreichen und weitgefaßten Analyse der Arbeit, sowohl in theoretischer als auch in empirischer Hinsicht, lassen sich entsprechend zahlreiche Ansatzpunkte der Kritik ausmachen. Das fordert der ambitionierte Anspruch des Werkes heraus. Die Beschäftigung mit Schulzes Gesellschaftsanalyse erweist sich insofern als ertragreich,

als sie neue Ansatzebenen und Problem-
perspektiven eröffnet. Damit geraten all-
tagsästhetische Schemata, Erlebnismärkte,
Szenen und kulturpolitische Interventions-
strategien als eigenständige Analysefelder
erst in den Blick. Diese Gegenstandsbereiche
werden mit eigens darauf zugeschnittenen
Theoriebausteinen analytisch durchdrungen.
Ob Schulze mit der „Erlebnisgesellschaft“
über eine gelungene Gegenwartsdiagnose
hinaus auch eine tragfähige Gesellschafts-
analyse vorlegt, wird sich dann zeigen, wenn
sich zukünftig diese Gebiete als eigenstän-
dige Forschungsfelder etablieren.

*Matthias Michailow, Institut für
Soziologie und Gesellschaftspolitik,
Universität der Bundeswehr München*

Freddy Raphaël et Geneviève
Herberich-Marx, *Mémoire plurielle de
l'Alsace. Grandeurs et servitudes d'un
pays des marges*, Strasbourg, Publi-
cations de la Société savante d'Alsace
et des régions de l'Est, 1991, 432 p.

Terre d'entre-deux, au confluent des cultures
comme la Suisse ou la Belgique, mais de
manière plus dramatique, l'Alsace est plus
que l'Alsace : elle est le lieu où le rêve
européen, à la fois nostalgie du Saint Empire
et projet d'avenir, se heurte à la tentation
du repli sur la petite patrie patoisante.
Observateurs attentifs d'un cosmopolitisme
des marges mais aussi amoureux de leur
coin de terre douloureusement chargé
d'histoire, les auteurs de cet ouvrage d'une
richesse peu commune sont de toute
évidence écartelés entre le souci ethnogra-
phique de l'exhaustivité descriptive et la
discipline sélective favorisant la construction
d'objet. Il en résulte plusieurs livres en un
seul, où des perspectives diverses ne cessent
de s'enchevêtrer d'une façon où l'esprit de
système le cède parfois à la passion des
narrateurs, impatients de tout raconter
comme ils étaient avides de tout voir, de
tout entendre, de tout apprendre.

Comme le titre l'indique, il est pourtant
un thème unificateur qui domine le livre de
bout en bout. C'est celui de la mémoire
collective. Et ceci nous vaut une belle suite
d'études sur une série de faits qui contri-
buèrent à façonner l'identité régionale :
l'affrontement de la tradition rurale et de la
modernité industrielle, le particularisme
ancré dans l'histoire et l'incompréhension
de la France jacobine, la survie tenace des
minorités juives et mennonites, les luttes
ouvrières et l'opposition des «rouges» et
des «noirs», l'immigration polonaise des
années vingt, l'exode de 1939, les incorpo-
rations de force dans l'armée allemande
pendant la Deuxième Guerre mondiale.

Les auteurs ont lu Halbwachs. Ils savent
que la sollicitation sélective de la mémoire
est fonction du présent et de l'insertion
sociale. Dépassant la citation incantatoire
si commune de nos jours, ils s'appliquent à
traduire ce principe dans leurs recherches.
C'est dans leur analyse des témoignages
des «Malgré-nous» et dans leur enquête
auprès de trois générations de mineurs
polonais qu'ils y réussissent le mieux.

Chez les incorporés de force dans la
Wehrmacht, le travail de la mémoire évolue
en fonction de l'histoire de l'après-guerre.
Dans la première décennie, le témoignage
de ces «soldats honteux» ayant terminé la
guerre sous l'uniforme des vaincus et
survécu à l'internement dans les camps
soviétiques n'est tout simplement pas
recevable : il ne peut que prendre l'allure
d'une mémoire de la honte. Plus tard, les
forces politiques majoritaires favoriseront
une mémoire «canalisée et aseptisée», par-
ticipant des mythes de la France combat-
tante. Il en résultera une nouvelle sélectivité
dans l'évocation du passé. De nos jours, la
mémoire se fait dénonciatrice ou légiti-
matrice. Refusant les simplifications partisans
de naguère, elle cherche à rendre compte
de la spécificité du destin alsacien.

Les mineurs polonais arrivés dans la
région dès le début des années vingt consti-
tuèrent des communautés marginales. Pour
cette première génération d'exilés, le mythe

du séjour temporaire en terre étrangère dura longtemps. Lorsque les souvenirs des aînés sont sollicités, c'est la brutalité de la transplantation et l'extraordinaire difficulté des débuts qui constituent les temps forts de la mémoire. Quant à l'évocation de la Deuxième Guerre mondiale, elle est faite de discrimination, de lutte pour la survie et de ruse. Et c'est l'expérience de la vie sous l'occupation allemande qui est le point de rupture entre leur mémoire et celle de la deuxième génération. Celle-ci est marquée par le syndicalisme et l'esprit militant. Le regard porté rétrospectivement sur les années d'occupation s'en trouve influencé; les actes de résistance, même mineurs, sont mis en exergue. En revanche, la polonité change de sens : le passé n'est plus restitué mais reconstitué. Pour les jeunes de la troisième génération, ce passé polonais semblait s'estomper et perdre toute signification : jusqu'au moment où l'épopée de *Solidarnosc* vint réactiver un attachement dont ils ne percevaient plus la force.

Bien que les auteurs soient très conscients des pièges de l'histoire orale et nous le rappellent à diverses reprises en toute honnêteté, plusieurs chapitres du livre relèvent davantage de ce genre que de l'étude systématique du travail de la mémoire. Ainsi en est-il du recueil de récits de l'évacuation forcée de près d'un demi-million d'Alsaciens vers le sud-ouest de la France en 1939, ou encore des explorations en milieu ouvrier et paysan. Bien qu'ici aussi la réorganisation des souvenirs doive être postulée, les témoignages recueillis se prêtent moins bien à la mise à l'épreuve des thèses d'Halbwachs. Aussi bien ont-ils pour fonction principale de faire contrepoids à la version officielle de l'histoire, ce qui n'est pas négligeable.

Avec les chapitres consacrés aux minorités juives et mennonites, la perspective change à nouveau. C'est le défi lancé par la modernité à l'équilibre traditionnel des communautés qui est en cause. Car mennonites et juifs d'Alsace, ayant en commun l'expérience du déracinement, ont eu

longtemps un lien privilégié sinon exclusif avec le monde rural. C'est le milieu urbain et bourgeois qui fut régulièrement source de menaces. Face à lui, le particularisme linguistique était à la fois protection et préservation d'identité, les mennonites cultivant un dialecte de l'Oberland bernois qu'ils étaient seuls à comprendre et les juifs pratiquant le «jeddich-daitch» ou jiddish occidental comme langue de «l'entre-soi». Ce parler aujourd'hui désuet mais autrefois «langue de connivence» fait l'objet de très belles pages qui offrent matière à réflexion à tous ceux que fascine ou qu'irrite la persistance des dialectes dans notre Europe en formation.

En dépit de sa richesse, ou peut-être à cause d'elle, ce livre est sans doute voué à la lecture sélective. Chaque chapitre est une étude en soi. Mais ce qui fait la force de chaque partie est une faiblesse de l'ensemble. Les redondances sont nombreuses et ne peuvent que lasser le lecteur. C'est dommage car l'engagement et l'honnêteté intellectuelle des auteurs mériteraient une attention plus soutenue.

Jacques Coenen-Huther,
Département de Sociologie,
Université de Genève

Michael Meuser und Reinhold Sackmann (Hrsg.): *Analyse sozialer Deutungsmuster*. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. (bremer soziologische texte. Schriftenreihe des Instituts für empirische und angewandte Soziologie, Bd. 5). Pfaffenweiler, Centaurus-Verlagsgesellschaft 1992. kt., 219 Seiten, DM 29.80.

Es war einmal ein Frankfurter Soziologe, der, so erzählt es die Geschichte, für ein Forschungsprojekt seiner Frau ein Konzeptpapier schrieb. Inhaltlich sollte es um die Analyse von Lehrmaterialien und Lernzielkatalogen im Sozialkundeunterricht gehen. Überscriben wurde das 33 Seiten

umfassende Manuskript mit dem Titel „Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern“. Der Soziologe hieß Ulrich Oevermann, und das Manuskript ist mittlerweile im deutschsprachigen Raum zu einem der einflußreichsten und am häufigsten kopierten und zitierten Texte innerhalb der rekonstruktiven Sozialforschung avanciert – auch wenn es bis heute nur als graues Papier kursiert. Knapp 20 Jahre später liegt mit dem von Michael Meuser und Reinhold Sackmann herausgegebenen Reader erstmals ein Buch vor, das sich – zumindest dem Titel nach – der Theorie, Methodologie und Empirie sozialer Deutungsmuster widmet. Anlaß genug, auf der Basis der Beiträge in diesem Band nach dem Stand der Diskussion in diesem Bereich zu fragen.

Hervorgegangen ist der Band aus zwei vom Institut für empirische und angewandte Sozialforschung (EMPAS) in Bremen organisierten Workshops. Er besteht im wesentlichen aus zehn forschungsbezogenen Beiträgen, die alle – der eine mehr, der andere weniger – im Spannungsfeld von materialer Analyse und methodologischer bzw. theoretischer Reflexion angesiedelt sind. Das liefert einerseits aufschlußreiche und vielfältige Einblicke in die Forschungs- und Projektpraxis und verhindert andererseits blutleere Debatten um die Frage, was denn nun ein Deutungsmuster sei. Die Konzepte müssen sich am empirischen Material bewähren, auch wenn dieses in einigen Beiträgen nur in äußerst knapper Form präsentiert wird.

Ergänzt bzw. eingeleitet wird der Band mit einem systematisch-historisch angelegten Einführungstext der beiden Herausgeber M. Meuser und R. Sackmann. Das Deutungsmusterkonzept wird dort als jüngster Sproß der Wissenssoziologie ausgezeichnet, was insofern seine Berechtigung hat, als U. Oevermann 1973 in seinem Papier u. a. auf die Arbeiten von Peter L. Berger und Thomas Luckmann verwies. Und doch überrascht diese klare Zuordnung, wurden doch Deutungsmuster immer wieder gerade auch im Umfeld von U. Oevermann in einem

strukturalistischen Sinne, also Deutungsmuster als generative Regeln, verstanden. Die Wissenssoziologie schien demgegenüber eher idealismusverdächtig. M. Meuser und R. Sackmann indes betonen, daß noch keine Deutungsmusteranalyse befriedigend aufzeigen konnte, „was den generativen Status von Deutungsmustern ausmacht (und) wie die generative Strukturlogik empirisch faßbar ist“ (S. 17). Allerdings muß berücksichtigt werden, daß die Herausgeber, wenn sie von sozialen Deutungsmustern sprechen, sich nicht allein auf U. Oevermann beziehen. In einem ganzen Abschnitt wenden sie sich „verwandten Ansätzen“ zu (S. 21–30), wobei vor allem das Habitus-Konzept Pierre Bourdieus, die Ethnomethodologie samt ihrer Abkömmlinge und Erving Goffmans Konzept der Rahmen-Analyse eine zentrale Rolle spielen. Leider fällt die Auseinandersetzung mit diesen Entwürfen etwas kurssorisch aus, was besonders im Falle E. Goffmans bedauerlich ist und zu der einen oder anderen Schiefelage bei der Rezeption führt. Aber immerhin die Merkposten sind notiert, so daß sich die Diskussion zum Deutungsmusterkonzept stärker als bisher auch an diesen Entwürfen wird abarbeiten müssen.

Versucht man die folgenden 10 Projektberichte zu überblicken, fällt zunächst das breite Spektrum von Forschungsthemen und -gegenständen auf. Historisch angelegte Analysen zu den Deutungsmustern „Mutterliebe“ (Yvonne Schütze), „Biographie“ (Peter Alheit und Bettina Dausien) und „Generation“ (Reinhold Sackmann) stehen neben jugendsoziologischen Arbeiten (Ralf Bohnsack) und Analysen zu Berufskonzeptionen von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern (Ulrike Nagel) und zu familialen Orientierungsmustern in der Landwirtschaft (Bruno Hildenbrand). Deutungsmuster zur kindlichen Onanie (Michael Schetschke) und männlichen Sexualität (Christian Lüdemann) werden ebenso der Analyse unterzogen wie der Umbruch von Lebensstilen und Weltbildern im Raum Dortmund (Ulf Matthiesen) und die einge-

fahrenen (männlichen) Gerechtigkeitsvorstellungen bei Personalentscheidungen (Michael Meuser). Schon diese knappe Übersicht deutet an, daß der Band neben Beiträgen aus bereits bekannten Studien einige Namen und Themen enthält, von denen bislang selbst Insider wenig gehört haben dürften. Für die einschlägige Methodologiedebatte ergibt sich daraus eine erhebliche Erweiterung der Horizonte, und zukünftig wird man wohl in Sachen Deutungsmusteranalyse häufiger nach Bremen blicken müssen.

Verbunden ist diese Themenvielfalt allerdings auch mit einer verwirrenden Variationsbreite an Begrifflichkeiten, theoretischen Bezugspunkten und Forschungsambitionen. Da gibt es nicht nur „Deutungsmuster“, wobei nicht immer geklärt wird, was die jeweilige Autorin bzw. der jeweilige Autor darunter verstehen, sondern auch „Orientierungsmuster“, „Konzeptionen“, „Dispositive“, „Semantiken“ und „Verhaltensmuster“. Und neben U. Oevermann wird u. a. auf Karl Mannheim, Michel Foucault, Ernst Cassirer und, man mag es kaum glauben, – in dem Beitrag von Chr. Lüdemann – auf die Theorien rationalen Handelns rekurriert. Da bleibt es nicht aus, daß bei genauer Lektüre deutliche Unterschiede in den leitenden Begrifflichkeiten sichtbar werden. Man kann vor diesem Hintergrund M. Schetschke nur zustimmen, wenn er zu Beginn seines Beitrages mit Blick auf den Deutungsmusterbegriff betont, daß „sowohl der theoretische Stellenwert des Konzeptes als auch seine kategoriale Ausgestaltung überaus diffus geblieben“ seien (S. 49). Ob allerdings sein Anliegen, in Fortführung der Vorschläge von Rolf Arnold ein formales Modell zur Binnenstruktur, Arbeitsweise und Funktion von Deutungsmustern (vgl. S. 59 ff.) zu entwickeln, weiterführt, mag dahingestellt bleiben. Immerhin ist es ein Versuch, die sonst eher im Dunkeln belassene innerpsychische Funktionsweise von Deutungsmustern ausleuchten zu wollen. Der Preis dafür ist eine starke sozialpsychologische bzw. kognitionstheore-

tische Schlagseite, wobei offen bleibt, welche Vor- und Nachteile ein derartiges Verständnis von Deutungsmustern gegenüber konkurrierenden Angeboten wie z. B. dem Script- oder Schema- Begriff, der Unterscheidung zwischen deklarativem und prozeduralem Wissen oder dem Habituskonzept hat.

Angesichts dieses bunten Theoriestraußes überrascht es nicht mehr, daß das Deutungsmusterkonzept nicht nur analytischen, rekonstruktiven und deskriptiven Zwecken dient, sondern mittlerweile auch im Kontext angewandter Sozialforschung Anwendung findet, wie dies der Beitrag von M. Meuser zeigt, der damit – ohne daß er darauf ausdrücklich eingeht – durchaus dem Geist U. Oevermanns folgt. Man erinnere sich z. B. an seine Analysen in der berühmten Wurstfabrik und für das Bundeskriminalamt. Im Mittelpunkt von M. Meusers Beitrag steht das Problem der Möglichkeiten und Grenzen politischer Innovationen und Reformen am Beispiel der Implementation der Richtlinien zur Förderung von Frauen im öffentlichen Dienst Bremens und die Funktion, die dabei tiefsitzende, widerständige Deutungsmuster bei der Entscheidungsfindung übernehmen.

Da bei den meisten Autorinnen und Autoren vorwiegend inhaltliche und konzeptionelle Fragen zum Begriff und Konzept des Deutungsmusters im Vordergrund stehen, spielen aufs Ganze gesehen methodologische Überlegungen – leider – eine eher randständige Rolle. Häufig begnügt man sich mit ein paar knappen Hinweisen oder Fußnoten. Die erfreuliche Ausnahme bilden die Arbeiten von R. Bohnsack und U. Matthiesen. Dabei stellt R. Bohnsack in gedrängter, aber gut lesbarer Form sein Konzept der dokumentarischen Interpretation auf der Basis einiger Ausschnitte von Gruppendiskussionen mit Jugendlichen vor, während sich U. Matthiesen in einem grandiosen Beitrag mit den methodologischen Implikationen des Wandels von Lebensstilen im Sinne fortschreitender Visualisierung und Ent-Textlichung für die Deutungsmuster-

analyse auseinandersetzt. Die im Rahmen des Dortmunder Projektes gemachten Beobachtungen zu neuen Formen „reflexiv gefederter Traditionsresynthetisierungen“ (S. 108), in die aktuelles, auf unterschiedlichen Wegen sinnlich erlebtes und vielfach distinktes Lebensstilwissen und medial vermittelte Erfahrungsmodi einfließen, führen U. Matthiesen zur einer – die gesamte sozialwissenschaftlich hermeneutisch orientierte Forschung – provozierenden Frage: „Müssen wir nicht Deutungsmuster- und Lebensstilanalysen, ihre Strukturbe-grifflichkeiten und Leitbegriffe „theoriearchitektonisch“ umrüsten, damit sie uns nicht allein die Rekonstruktion epochaler, gleichsam chronisch textförmiger kultureller Langzeitprozesse erlauben (Modell „Protestantische Ethik“), sondern auch bei der Entschlüsselung „chronisch quicker“ kultureller Transformationssprünge ... besser Aufschluß geben können?“ (S. 111).

Aufs Ganze bietet sich so ein recht buntscheckiges Bild. Dies bedeutet jedoch auch, daß mehr denn je die Verwendung des Deutungsmusterbegriffes und seiner Artverwandten erklärungs- und ergänzungsbedürftig ist. Der vorliegende Reader belegt unübersehbar, daß mit diesen Begriffen offensichtlich ganz heterogene theoretische Konzepte, Methodologien und Ansprüche verknüpft werden können. Das einzige, was alle Autorinnen und Autoren scheinbar einigt, ist das Bemühen um das empirische Aufspüren von situations- und einzelereignisübergreifenden Regelstrukturen. Welchen Status diese haben, wie dieses Aufspüren methodisch vonstatten geht, welche Reichweite den Rekonstruktionen zukommt und wie der Erwerb, der historische Wandel, die Funktion und die „Anwendung“ bzw. Durchsetzung zu erklären sind, darüber herrschen ganz unterschiedliche Vorstellungen. Die Herausgeber tun deshalb gut daran, in ihrer Einleitung nicht zu sehr auf dem Deutungsmusterbegriff zu beharren. Vorsichtig beschreiben sie die zehn Beiträge in ihrem Band als „Beispiele empirischer Wissens-

soziologie“ (S. 30), deren Gemeinsamkeiten darin bestehen, „daß sie sich mit der Rolle von sozialen Wissensformen auseinandersetzen, ihren Funktionen, ihren Entstehungsweisen, ihren Veränderungen und ihrer Bedeutung beim Wirklichkeitsaufbau der sozialen Akteure“ (S. 31).

Und was zum Schluß bedeutet dies alles, wenn man es mit U. Oevermanns Papier aus dem Jahr 1973 vergleicht? Vornehm formuliert: Gemessen daran hat sich mittlerweile in der Forschungspraxis ein pluralistischer Umgang mit dem Deutungsmusterbegriff durchgesetzt – ein durchaus modernes, wenn auch wenig märchenhaftes Schicksal.

*Christian Lüders,
Fakultät für Pädagogik,
Universität der Bundeswehr München*

Jean Rémy, Liliane Voyé, *La Ville : vers une nouvelle définition*. Paris, Editions L'Harmattan, 1992.

Refusant de séparer l'analyse de l'espace de ses modes de structuration sociale, les auteurs nous proposent une approche globale de la ville dans une perspective anthropologique moderne. Autrement dit, Jean Rémy et Liliane Voyé ne recherchent pas les caractéristiques essentielles du phénomène urbain dans l'examen comparatif et la compilation des travaux et de données empiriques sur la ville, pas plus que dans l'identification de facteurs (morphologiques, socio-démographiques, fonctionnels ...) qui ne font que réifier tel de ses aspects ou dimensions. Ils s'attachent plutôt, par la mise en forme de configurations déterminantes, ou, selon leurs propres termes, par la construction d'idéal-types, d'axes heuristiques, à établir, à travers la variété des formes, des manifestations, des situations urbaines et «non-urbaines», les instances structurelles des processus par lesquels elles s'instaurent et qui les rendent intelligibles. Nous sommes là dans la grande tradition

sociologique, où l'effort de scientificité se substitue à la doxa ambiante.

Rappelant d'entrée de jeu qu'il est temps de renoncer définitivement à une explication déterministe du social par l'espace, tournant le dos à l'interprétation fonctionnaliste, mettant entre parenthèses l'analyse par la logique de production de l'espace, les deux auteurs s'attachent à éclairer le lien entre les types d'appropriation de l'espace et les dynamiques de la structuration sociale.

Partant de ce principe, ils reprennent la distinction entre situations non urbanisées (villages ruraux, villes non urbanisées) et urbanisées, qu'ils avaient déjà élaborée précédemment. Ces deux situations idéal-typiques sont reliées entre elles par une situation de transition, l'industrialisation. En montrant que celle-ci n'implique pas forcément l'urbanisation, ils concluent à leur nécessaire dissociation, contrairement à un point de vue qui a longtemps dominé la sociologie urbaine (Henri Lefebvre, Manuel Castells ...). L'industrialisation assure la transition des situations non urbanisées aux situations urbanisées. Prenant l'exemple du Borinage, les auteurs montrent comment cette région industrialisée partage bon nombre des traits communs des situations non urbanisées, en même temps qu'en décomposant ce modèle, elles annoncent déjà le mode de structuration des situations urbanisées.

L'essentiel de l'ouvrage est consacré à examiner ce qui caractérise foncièrement ces situations idéal-typiques du point de vue du système social, du système culturel, du système de la personnalité (c'est à dire du point de vue de l'histoire, de la structure, de l'identité et du projet), et comment ces différents systèmes interfèrent entre eux, dans la logique, le jeu et les enjeux de l'appropriation sociale de l'espace.

Cette démarche conduit à mettre en cause la dichotomie naturaliste et simpliste ville-campagne, pour montrer qu'il y a davantage de similitude – dans ce que les auteurs conviennent d'appeler des situations non urbanisées – entre les villages ruraux,

les villes traditionnelles et préindustrielles et même les grands espaces industrialisés du 19^{ème} siècle (et les quartiers des uns et des autres), qu'entre les villes et les espaces construits de ces situations non urbanisées et les villes contemporaines urbanisées, alors pourtant que les unes et les autres relèvent d'une seule notion, celle de ville.

Les situations non urbanisées se caractérisent par la superposition, par l'intégration, dans un même espace, de la cohabitation et des divers systèmes d'échange. De ce fait, si elles se distinguent nettement par leur organisation spatiale, par leur mode de production et de reproduction, par la différenciation et hiérarchisation entre travail manuel et intellectuel, par le rôle prépondérant tenu dans la ville par la parole, l'écriture, les connaissances, et la formalisation des modes de régulation sociale, elles sont également, sous des formes conjoncturelles, historiques différentes, marquées par des traits communs : systèmes sociaux structurés par des interactions, des interconnaissances très fortes et un contrôle des individus, partage d'une même culture, donc oppositions marquées entre intérieur et extérieur, assujettissement de la personne au groupe, prédominance du lien symbolique, priorité de l'identité collective, priorité à l'harmonie dans la hiérarchie, force des systèmes et pratiques de solidarité. C'est assurément dans ces traits que se fonde la forte homologie communautaire entre les villages ruraux et les quartiers urbains.

La figure typique des situations urbanisées est l'agglomération, qui fait éclater la ville en espaces spécialisés, aux fonctions complémentaires, qui séparent foncièrement l'habitat de l'activité professionnelle, qui de ce fait exigent la mobilité comme «*condition d'adaptation et de participation à la vie urbaine*» (p. 73), et qui déterminent les conditions d'appropriation de ces espaces différenciés par les personnes et les multiples groupes sociaux.

En effet, les habitants ne sont pas dans la ville comme de simples pensionnaires d'un hôtel, selon l'expression de Simmel,

ou comme des hobos, étudiés par Anderson, sans attache aucune et parfaitement mobiles. Ils s'engagent au contraire dans des processus d'appropriation de la ville, en incorporant l'exigence de mobilité, comme technique et comme valeur.

En prenant la classe moyenne comme population de référence pour analyser la signification que revêt l'intégration de la mobilité dans la vie quotidienne, les auteurs montrent comment le système social des villes urbanisées permet et implique des choix étendus aussi bien des divers équipements urbains et de leur implantation possible que des comportements des habitants. Ces choix placent l'individu au centre des rapports d'échanges, qui substituent les projets personnels aux projets collectifs.

Mais en même temps que les échanges se multiplient, que les diverses fonctions se différencient et se relocalisent, que les pouvoirs qui les organisent et les gèrent s'autonomisent les uns par rapport aux autres, provoquant ainsi la dislocation des solidarités communautaires d'autrefois, les mécanismes régulateurs, les interdépendances et le contrôle social adéquat se socialisent et se renforcent. Dans la ville urbanisée, la mobilité, non seulement ne freine pas l'intégration, mais elle développe des possibilités et des souplesses nouvelles.

Néanmoins, certains groupes sociaux ne valorisent pas avec la même intensité cette mobilité, comme facteur structurant de la vie quotidienne. C'est le cas des populations des quartiers traditionnels, des quartiers communautés de transition, des bidonvilles, des centres villes délaissés, ou encore de quartiers support d'un mode de vie alternatif. Ces populations, tout en étant intégrées dans l'espace de la ville urbanisée, conservent un mode non urbanisé d'appropriation de l'espace (p. 98).

Faisant l'hypothèse que la logique d'appropriation de l'espace est relativement indépendante de la logique de sa production et qu'en ce sens elle explique partiellement les rapports sociaux, les auteurs montrent comment l'espace structuré se constitue en

ressource appropriée socialement de façons diverses et contradictoires. Ils montrent également que cette appropriation constitue un déterminant du pouvoir social, des inégalités, des conflits, mais aussi des différents modes d'organisation collective.

En spatialisant la vie sociale par la mobilité, la ville urbanisée recompose et restructure différemment les activités humaines. Elle leur ouvre d'immenses possibilités d'inventivité et de redéploiement (on retrouve là une des thèses majeures de l'École de Chicago); elle multiplie les possibilités et les combinaisons par lesquelles les personnes peuvent déterminer leur choix, construire ou dilapider leur capital social. Ainsi certaines essaieront d'échapper à leur environnement immédiat par un réseau de relations; d'autres se replieront sur la vie familiale; d'autres s'enfermeront dans des situations de solitude; d'autres encore investiront dans des stratégies de pouvoir ...

Cette construction spatiale d'histoires différenciées favorise les processus d'individuation et d'occultation des réseaux sociaux, qui doivent composer avec des contraintes élargies d'interdépendance et de socialisation. C'est pourquoi les auteurs font de la dialectique créativité individuelle – contrôle collectif la clé d'analyse de la société urbanisée.

Avec la sphère du travail, la ville devient un enjeu essentiel de la compétition dans l'appropriation des biens et des ressources (logements, espaces, équipements, services, etc.). Elle devient un lieu privilégié de l'expérience du conflit. Et dans le cadre des divers enjeux collectifs, perçus contradictoirement, *«l'expérience de la ville, du point de vue des habitants tend à susciter des revendications de participation qui s'inscrivent dans la ligne de compétition pour l'égalité»* (p. 132).

A la conscience de classe relevant de l'opposition entre des groupes sociaux clairement identifiés se substitue la société de masse qui parcellise et dilue les conflits. Dans cette société de masse, le processus

d'individuation sera alors *«associé à des effets de banalisation et d'homogénéisation d'autant plus forts qu'ils se combinent avec une revendication égalitaire»* (p. 140).

Mais cet affaiblissement de la conscience collective n'engendre pas fatalement des situations anomiques ou une disparition du social, comme des analyses d'inspiration durkheimienne ont eu souvent tendance à le faire croire. Elle implique au contraire l'émergence d'autres dynamiques sociales et de médiations nouvelles. Nous assisterions à une sorte de «retournement dialectique», traduisant le passage *«d'une situation où les consciences individuelles prenaient forme sur un fond de conscience collective à une situation opposée où le fond est constitué par le renforcement des consciences individuelles, sur lequel les consciences collectives viennent prendre forme»* (p. 144).

Dans un dernier chapitre, les auteurs montrent comment la campagne est transformée par la conjonction de l'industrialisation et de l'urbanisation.

Dans ce processus de transformation, la campagne devient à la fois pôle de rejet (d'un monde anachronique) et pôle d'attraction, de recherche d'une «authenticité» perdue, d'évasion d'un monde étouffant, où les processus et les références culturelles sont brouillés. C'est dans ce contexte

que s'opère l'éclatement, la dislocation de l'espace et de la vie du monde rural (désertification de régions, effritement du rôle social du village ...) mais aussi sa recombinaison (développement d'activités nouvelles : industrielles, touristiques, accueil ...).

Le mode de vie urbain pénètre les campagnes. Le contrôle qui s'y exerçait *«perd une grande partie de son sens, parce que l'on connaît de moins en moins de personnes»* (p. 156).

L'urbanisation du monde rural affecte évidemment les systèmes d'échange. Aux microcosmes autarciques et souvent rivaux qu'étaient les villages traditionnels s'est substituée une nécessaire solidarité entre eux pour survivre, et organiser leurs mutations inéluctables et leur adaptation à un environnement urbain pressant. Le monde rural ne fait donc pas que subir des processus de transformation imposés de l'extérieur; il manifeste ses propres capacités à se réapproprier et à requalifier ceux-ci et ainsi à se doter d'une nouvelle spécificité.

Jean Rémy et Liliane Voyé nous présentent une synthèse rare d'une vision anthropologique nouvelle de la ville. Ce livre constituera désormais une référence indispensable sur le phénomène urbain.

Armel Huet
Université Rennes 2